Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 11 (1928)
Heft: 16

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zerstört werden konnte, hat das Wachstum des Papsttums endgültig erstickt. Diese Tatsache wird auch durch temporäre kleinere Erfolge, z. B. das Konkordat in Bayern, in der Schweiz die Nuntiatur, in Italien Mussolini, wie wir sie heute nach dem Weltkriege sehen, nicht widerlegt. Und es ist gut, dass es so ist und dass die moderne Zeit das Rad der Weltgeschichte nicht mehr rückwärts zu drehen gestattet.

Wir kommen zum Schluss unserer Darstellung und stellen hier die Frage: »Wer war Napoleon, was war Napoleon?« Das einfache Volk in Frankreich nennt ihn auch heute noch nicht Kaiser, nicht General, sondern ganz einfach nur »L'homme«. Ist diese Bezeichnung richtig, sagt Mereschkowski, so ist das das menschliche Mass Napoleons auf keinen Fall ein religiöses Mass. Der Fatalismus war seine einzige Religion. Ein sonderbares Geschick! Er liebte niemand, doch alle liebten ihn; er bedurfte keines Menschen, und alle Menschen bedurften seiner; er hatte keine Religion, und alle Religionen waren sicher unter ihm. »Glauben Sie mir,« sagte er einmal, »wenn wir gestorben sind, so sind wir wirklich tot. Was ist Seele? Wo hat ein Kind, ein Schlafender, ein Irrsinniger seine Seele? Die grossen Geheimnisse der Natur sind nichts anderes, als Elektrizität, Galvanismus, Magnetismus. Ich weiss, dass dies der Religion widerspricht, meine tiefste Ueberzeugung ist es aber, dass wir alle nur Stoff sind.« Niemand wird bestreiten wollen, dass auch Friedrich der Grosse diese Auffassung vertreten hat. Was Napoleon im Handeln war, das war Goethe im Schauen und Denken. Beide fühlten sich in gleichem Masse von den Religionen abgestossen, in beiden war dieselbe Kraft, die es tat und die Schopenhauer als »Principium individuationis« bezeichnet. Napoleon vertritt den Standpunkt: »Jede Gewalt ist von Gott, Gott gab sie mir und wehe dem, der an ihr rührt.« Sein System setzt sich zusammen aus Wille, Macht, Befehl und Gehorsam, also im Prinzip das, was heute noch alle modernen europäischen Staatswesen besitzen. Der Mensch braucht Freiheit, Freiheit aber ist Gehorsam. Ohne Ordnung ist Freiheit ein Chaos. Ordnung aber ist Vernunft, Vernunft aber ist universell, daher gehört die wahre Vernunft nicht einem bestimmten Volke, sondern der ganzen Menschheit. Aus diesem Grund war auch die Staatsidee Napoleons eine universelle Idee, und daher konnte er die römische Kirche nicht neben sich, wohl aber nur unter sich dulden. Darin liegt auch der fundamentale Unterschied zwischen Napoleon und sagen wir Garibaldi und Bismarck. Letztere sahen vor lauter Bäumen den Wald nicht, d. h. vor lauter Völkern die Menschheit nicht. Napoleon allein aber hatte sie gesehen, er allein hatte den Nationalismus, den staatlichen und den kirchlichen, überwunden und nach einer grossen Vereinigung gestrebt. Das war die Idee, für welche es sich gelohnt hatte, zu sterben und für welche so viele Menschen gestorben sind.

»Wenn ich religiös wäre, hätte ich das, was ich getan habe, nicht tun können.« Napoleon hatte seine Aufgabe erfüllt, und darum ist die moderne Zeit nicht berufen, über ihn zu richten. Aber an den heutigen Regierungen wäre es, aus den Lehren dieses Mannes ihre Folgerungen zu ziehen und Vorsorge zu treffen, dass die römische Kirche, die sich heute so gebärdet, als hätte sie den Weltkrieg gewonnen, in ihre Schranken zurückgewiesen würde in dem Sinn, dass die vollständige Trennung von Kirche und Staat, von Kirche und Schule durchgeführt würde. — Jeder soll nach »seiner Fasson« selig werden und für die Kosten selbst aufkommen und andere Leute damit weder belasten noch belästigen wollen. Dann dürfte ein Kardinal Hergenröter nicht mehr sagen, indem er ausdrücklich die Kirchenstrafen gegen die Ketzer sanktionierte: »Nur, wenn man nicht anders kann, gibt man nach.« Dann wären auch die Zeiten des Sonderbundes und des Kulturkampfes gründlich vorbei. Doch kehren wir wieder zu Napoleon zurück. Aber noch eine dritte Frage wäre zu stellen: »Wozu ist Napoleon gekommen?« Wenn er nichts anderes getan hätte, als die historische Macht des Papsttums ihrer übernatürlichen Mystik, ihres Mythus entkleidet zu haben, so würde er schon deshalb allein die Unsterblichkeit seines Namens verdienen.

Hudson Law, der Kerkermeister Napoleons auf St. Helena, und General Bertrand stritten sich nach dem Tode des Kaisers (er starb am 5. Mai 1821, 11 Min. vor 6 Uhr abends) wegen der Inschrift auf dem Grabstein: »Napoleon Bonaparte« oder einfach »Napoleon«. Sie konnten sich nicht einigen, und das Grab blieb namenlos. Im Grab lag ja nur »l'homme«, der Mensch, seine Taten aber hat man bis heute nicht begraben können.

Daher möchte ich dem grossen Toten die folgenden Worte als Grabesinschrift widmen:

»Ein Mensch kann fallen und ein anderer steigen;
Du steigst — durch Deinen Fall erst gross und schön!
Der Neid, der leider nie vermag zu schweigen,
Wird stumm an Deinem Sarkophage stehen.
Was Du gebaut, was Du gewollt errichten,
Zeugt von der riesengrossen Schöpfermacht;
Wer Deinen Riesenbau sucht zu vernichten,
Fühlt erst, wie gross das Werk, das Du vollbracht.«

Und nun kommen wir zur Kernfrage dieser Ausführungen, zu der Frage, warum hat wohl Napoleon jegliche Uebergriffe des Papstes und seiner Kurie so schroff und so eindeutig zurückgewiesen, so oft sie die Interessen seines Staates zu kreuzen schienen? Die Antwort hierauf ist eine sehr einfache und in der Geschichte begründete. Napoleon wusste nur zu gut aus der Geschichte des Mittelalters, wie es zugeht, wenn diese dunklen Mächte der Kirche zu Einfluss gelangen sollten, er, für den die »Toleranz« ein »Noli me tangere« bedeutete. Welche gewaltige Gefahr darin liegt, soll in einigen kurzen Zügen vorgeführt werden. Napoleon hatte erklärt, dass die Kirche keine andere Entwicklung duldete und noch duldet, als eine, die ihren Machtstandpunkt stützt. Ein Beweis dafür ist der gewaltige Kampf gegen die Hohenstaufen-Kaiser im Mittelalter, dann

Feuilleton.

Ueber die Genesis.

Gespräch zwischen Dr. Durisch aus Schaffhausen und Emil Favre, französischer Parlamentarier.

(Schluss.)

Dr. Durisch: Ich kann mir augenblicklich nicht vorstellen, was der gesunde Menschenverstand Ihren Ausführungen entgegenstellen könnte. Immerhin scheint mir damit nur die Schöpfungserzählung abgetan zu sein, nicht aber der Rest der Genesis. Uebrigens haben Sie mir vorhin in Aussicht gestellt, die Ungeschichtlichkeit der Genesis an Hand eines zweiten Beispieles zu demonstrieren. Wèrden Sie mir erlauben, dass ich dieses Beispiel selber wähle?

Favre: Gewiss, wählen Sie.

Dr. Durisch: Beliebte Ihnen die Erzählung des Sündenfalles?

Favre: Warum nicht?

Dr. Durisch: Ich wähle dieses Beispiel, weil unser Volk erzogen wird im Glauben an die Erbsünde.

Favre: Die Erbsünde? Was zum Kuckuck ist das? Ist es wiederum eines der widersinnigen Gewächse Ihrer Theologen?

Dr. Durisch: Ob widersinnig oder nicht, bleibe dahingestellt. Indessen bestätigt sich Ihre Vermutung, dass die Theologen die Väter dieses Gewächses sind. Uebrigens ist es ganz überflüssig, dass ich Ihnen dieses komplizierte Dogma auseinandersetze. Für das, was wir zu untersuchen haben, genügt es, wenn Sie wissen, dass die Erzählung des Sündenfalles die Grundlage bildet für das christliche Dogma der Erbsünde. Das Volk ist daher nicht frei, diese Erzählung aufzufassen als eine Ueberlieferung, eine Legende oder als ein dichterisches Produkt altjüdischer Priester, sondern es hat daran zu glauben als an eine unumstössliche, historische Tatsache. Ein Zweifel daran ist Sünde und kann die ewige Verdammnis nachziehen.

Favre: Unglaublich, was Sie mir da erzählen! Unerfasslich für einen Franzosen. Und dabei rühmt sich Ihr Land, für die geistige Ausbildung der Jugend mehr Geld auszugeben als irgend ein anderes Volk. Was Ihnen übrigens nicht schwer fallen kann, weil Sie keine Invasionskriege über sich haben ergehen lassen müssen. Und Ihr kleines Land zählt 7 Universitäten. Was wird dort eigentlich gelehrt?

Dr. Durisch: Ich bitte Sie, sich darüber bei unseren Theologen zu erkundigen; denn sie spielen dort die erste Violine.

Favre: Danke, danke sehr, Ihre Auskunft genügt mir. Möge meinethalben sich jeder mit der Suppe zufrieden geben, die er sich gekocht hat. Ich begnüge mich, festzustellen, dass man in Frankreich über das, was man geistige Bildung nennt, eine total andere Auffassung hat als in der Schweiz.

Indessen bemerke ich, dass wir uns haben verleiten lassen, einen Seitenweg einzuschlagen. Wollen Sie, bitte, nochmals möglichst genau die Frage formulieren, auf die Sie von mir eine Antwort wünschen.

Dr. Durisch: Halten Sie die Erzählung vom Sündenfall für eine tatsächlich erfolgte Begebenheit?

Favre: Nein.

Dr. Durisch: Warum nicht?

Favre: War der Erzähler Augen- und Ohrenzeuge des Vorfalles gewesen?

besonders in der Neuzeit der Syllabus, der nur gestattet, dass von geistlichen Stellen approbierte Bücher gelesen werden dürfen, den Syllabus, auf den Herriot in seiner berühmten Kammerrede hingewiesen hat. Unter diesen Büchern sucht man aber vergeblich nach den Werken der grossen Naturforscher und Dichter wie Diderots, Descartes, Spinoza, Kant, Hume, Comte, Goethe, Voltaire, Rousseau, Nietzsche, Heine, Schiller, Renan, Strauss, Darwin, Zola, Tolstoi, Dostojewski, Konrad Ferd. Meyer, Gottfr. Keller, Spitteler, Widmann, etc. etc., welche zu lesen für gläubige Römisch-katholische Sünde ist.

Napoleon hatte auch keine Ursache, aus Gründen der Charitas sich dem Stuhl Petri zu unterwerfen, indem er diesen Zweig der Kirche unbeanstandet gelassen, aber unter seine Kontrolle genommen hat.

Der Standpunkt Napoleons bezüglich der »Toleranz« bedarf hier noch einer näheren historischen Beleuchtung. Dass irgend eine Konzession in dieser Beziehung die schlimmsten Folgen für seinen Staat nach sich ziehen konnte, ist ihm sonnenklar. Dafür folgende Belege! Die Kirche kann grundsätzlich nicht tolerant sein, was schon Rousseau mit folgenden Worten ausdrückt: »Es ist unmöglich, mit Leuten, die man für verdammt hält, in Frieden zu leben; sie lieben, hiesse Gott hassen, daher bekehrt man sie entweder, oder man peinigt sie.« Der heilige Thomas von Aquin unterstützt diese Ansicht, wenn er sagt: »Die Haereüker (das heisst alle Nicht-römisch-Katholiken) sind nicht nur zu exkommunizieren, sondern mit Recht zu töten.« Resultate solcher Anschauungen waren, um nur zwei Beispiele zu nennen: die Vernichtung der Mauren in Spanien mit Feuer und Schwert, und die Bartholomäusnacht in Frankreich und damit die Vernichtung des französischen Protestantismus. (Vide Poper-Lynkeus: Ueber Religion, pag. 109 etc.)

Wer den Code Napoleon einigermassen kennt, der versteht nur zu gut, warum Napoleon I. eine Institution, die solche Grundsätze hat, sich vom Leibe hielt. Solche Rechtszustände konnte er in seinem Staat nicht aufkommen lassen.

Der staatliche Begriff eines Napoleon I. hatte keinen Platz für solchen mittelalterlichen Wahnwitz in modernem Aufputz. Sehen wir uns heute vor, dass diese reissenden Wölfe im Schafpelz, die diese Richtung vertreten, nicht in unseren Kulturzustand einbrechen. Eine Kirche mit einer solchen Tradition sollte heute ihre Rolle noch in viel höherem Masse ausgespielt haben, als zu Napoleons Zeiten und hätte es auch, wenn die Menschen vernünftig denken würden. Gebt der römischen Kirche auch nur den kleinen Finger, so wird sie auch nicht nur die Hand, den Arm, Herz, Lunge und Gehirn, d. h. eure ganze individuelle Selbständigkeit nehmen, nein, damit ist sie noch lange nicht zufrieden. Luft, Wasser, Erdboden, Wald, alles will sie besitzen.

Um aus dieser Besprechung für alle, besonders in der gegenwärtigen Zeit, die nützlichen Lehren zu ziehen, leuchten aus Napoleons Kampfe gegen Papst und Kurie als helle Kristallisationspunkte hervor:

1. das Prinzip der Toleranz;
2. das Prinzip, dass der Staat über dem Papst und nicht unter demselben, d. h. unter der römischen Kirche steht.

»Es gab Könige — sagen wir besser — Staaten, bevor es Päpste gab.«

Daraus resultiert für uns unsere Stellungnahme ganz eindeutig und klar. Sie weist uns an die Seite Herriots, der — wie Napoleon I. — jeden Eingriff von Papst und Kirche in den Staat mit aller Energie zurückweist und für die Gesetze der französischen Republik mit aller Kraft eintritt. Auch wir Freidenker in der Schweiz wissen ihm grossen Dank dafür, dass er bestrebt ist, das Steuerruder fest im Kurse nach Freiheit und Fortschritt zu lenken.

Also stehen wir ein für die Trennung von Kirche und Staat, für die Trennung von Kirche und Schule, und sollte die Kirche es wagen, Hand daran legen zu wollen, so müssen wir Freidenker auch vor einem neuen Kulturkampf nicht zurückschrekken. Wir wollen keine Erneuerung des finstern Mittelalters mehr, über das Friedrich der Grosse den Ausspruch tat: »Von Konstantin bis auf Luther war die Menschheit entweder blödsinnig oder wahnsinnig gewesen.« Wir verlangen eine Zukunft der Aufklärung und der Kultur, wir kämpfen für die Entwicklung der Menschheit auf dem Boden der Wahrheit.

»Wenn die Religionen den Fortschritten der Menschheit in der Erkenntnis der Wahrheit oder der Weiterentwicklung des modernen Staates sich entgegenstellen wollen, so müssen sie an die Leine genommen werden«, sagt der Philosoph Schopenhauer. Napoleon I. hat sie gehörig an die Leine genommen.

»Der konfessionelle Geist,« sagt der Schweizer-Professor und Staatsmann Hilty in seinem Buch: Politik der Eidgenossenschaft, »ist der unversöhnlichste und unverträglichste Gegner jeder gesunden staatlichen Entwicklung. Einseitig, fanatisch und unverträglich sind nur diejenigen Menschen, welche im eigenen Herzen und Gewissen zweifelnd für den Bestand ihrer Sache zittern und sich mit Schrecken nur zu bewusst sind, dass allein nur die Wahrheit sicher und ewig ist.«

Dieser Ausspruch Hiltys soll besonders in der heutigen Zeit uns Freidenkern zu denken geben.

Dr. L. B.

Mutterrecht.

Von Otto Wolfgang, Wien.

Fast jeder Kulturkreis hat in alter Zeit eine mutterrechtliche Epoche durchgemacht, deren Spuren vielfach bis in die heutigen Zustände ragen; diese sog. »Matriarchie«, die am deutlichsten im alten Aegypten ausgebildet war, aber auch bei den Babyloniern, Spartanern, Kelten, Germanen usf. unverkennbar geherrscht hat, war vor allem ein Rechtsverhältnis, wonach die Kinder Namen, Besitz, Vorrechte, Stammzugehörigkeit usf. nur von mütterlicher Seite her erben, auch wenn der Vater bekannt ist. Besonders dort, wo die Ehe als rechtliche Einrichtung un-

---

Dr. Durisch: Unmöglich; denn er schreibt selber, dass Adam und Eva die einzigen Menschen im Garten Eden waren.

Favre: Ist anzunehmen, dass Adam und Eva eine Urkunde über den Vorfall hinterlassen haben, aus welcher der Bibelmann seine Erzählung geschöpft hätte?

Dr. Durisch: Ausgeschlossen; denn die Schreibkunst war damals noch nicht erfunden.

Favre: In Ermangelung einer geschriebenen Urkunde hätte Eva ein versteinertes Feigenblatt hinterlassen können.

Dr. Durisch: Du lieber Gott, versteinerte Feigenblätter haben die Paläontologen ein wenig überall aufgedeckt, aber bisher keines von dem sie zu behaupten gewagt hätten, Eva habe es getragen. Ueberhaupt ist der Reliquienglaube in unserem Lande nicht mehr Mode; man hat ihn dem Volke abgewöhnt und die Reliquien durch Bibeln ersetzt.

Favre: Haben Ihre Theologen noch nie daran gedacht, eine gefälschte Urkunde herzustellen, um den Vorfall glaubwürdig zu dokumentieren?

Dr. Durisch: Gewiss, Fälschungen werden der Kirche viele vorgeworfen und sind auch im neuen Testament massenhaft nachgewiesen. Allein zu Gunsten des Sündenfalls sind mir nie solche bekannt geworden. Offenbar war bisher kein Bedürfnis dafür vorhanden.

Favre: Verfügen Sie allenfalls sonstwie über ein Beweisstück, das mir nicht bekannt ist?

Dr. Durisch: Ueber ein Beweisstück nicht, aber es bleibt noch übrig die eindrucksvolle und bisher unwiderlegte These, wonach Javeh die Erzählung dem Genesismanne inspiriert habe.

Favre: Ist das der letzte Atout Ihrer Theologen?

Dr. Durisch: Der letzte und beste!

Favre: Wo sind die Beweise dafür?

Dr. Durisch: Oh! unsere Theologen behaupten das nur, sie beweisen es nicht. Wie wollte man die Richtigkeit der These heute beweisen? Das scheint schlechterdings unmöglich, ist doch der einzige in Betracht kommende Zeuge, nämlich unser famoser Genesisredaktor, längst nicht mehr verhörbar.

Favre: Also wiederum alles letzten Endes nichts als blauer Dunst, und die Inspirationsthese nichts anderes als der letzte, illusorische Strohhalm, welchen der Ertrinkende mit in die Tiefe zieht.

Uebrigens haben Sie, verehrtester Herr Doktor, den kompetentesten aller Zeugen in dieser Angelegenheit noch nicht erwähnt, nämlich Javeh. Er allein vermöchte glaubhaft auszusagen, ob die biblischen Autoren von ihm inspiriert waren, oder ob sie, wie es allen Anschein hat, Schwindler sind. Ich würde sie statt Schwindler gerne Poeten nennen, aber Ihre Gottesmänner wollen das ja nicht. Javeh ist es auch, der das grösste Interesse daran hätte, die Menschheit darüber aufzuklären, ob die Geschichte vom Sündenfall wahr oder erfunden ist. Denn der Genesismann belastet ihn darin mit einem ungeheuerlichen Verbrechen, einer Tat, wie sie nur ein Höllenfürst hätte ausdenken können. Beschuldigt er ihn doch, grundlos seine eigenen, bisher reinen und schuldlosen Geschöpfe in eine Falle gelockt zu haben, in welcher sie zu Sündern wurden, sie und alle ihre Nachkommen.

Wo hält sich Javeh eigentlich zurzeit auf? Was ist aus ihm geworden? Seit seine altjüdischen Historiographen gestorben sind, hat man nie wieder etwas über ihn vernommen — er ist wie weggeblasen von der Erde. Es hat den Anschein, als sei er ungefähr gleichzeitig gestorben mit seinen damaligen Kollegen in Griechenland und Germanien. Vergegenwärtigen Sie sich, Herr Doktor, wie ungewöhnlich

bekannt ist, Gemeinschaftsehe oder Polyandrie (Mehrmännerei) herrscht, hat sich das Mutterrecht noch heute erhalten. Ihre Grundlage ist darin zu suchen, dass man meinte, der einst so begehrte Kindersegen (wegen der Kriegsfähigkeit des Stammes, der Darbringung von Ahnenspenden durch den hinterbliebenen Sohn u. dgl.) wäre ein Geschenk guter Geister an eine fromme Frau, weshalb Unfruchtbarkeit als göttliche Strafe aufgefasst wurde. Erst sehr spät — und damit hängt dann der Uebergang zum Vaterrecht innig zusammen — erkannte man, dass die Befruchtung der Frau durch den Mann erfolge, und während früher das Kind als gänzlich mütterliches Erzeugnis angesehen wurde, nahm man jetzt ebenso einseitig vorweg, das Kind hänge lediglich mit dem Vater zusammen.

In dieser Uebergangszeit entwickelte sich der sonderbare Brauch der Couvade oder des Männerkindbettes (der Ausdruck stammt aus der Stadt Béarn im südlichen Frankreich, wo die Basken von Biscaya und Navarra diesen symbolischen Brauch besonders lang pflegten): die Frau muss nach der Geburt ehest aufstehen, während sich der Vater mit dem Kinde zu Bette legt und sich sorgfältig pflegen lässt, denn der geringste Diätfehler oder sonst eine Unvorsichtigkeit des angeblich einzigen Erzeugers könnte in diesen Tagen den unverzüglichen Tod des Neugeborenen zur Folge haben. Gleichzeitig aber wird damit symbolisch die Uebernahme des Kindes durch den Vater ausgedrückt (bei den Römern dafür das Aufheben vom Boden, Scheinentbindung), denn wer sich mit dem Kinde zu Bette legte, dokumentierte damit, dass er an ihm die Vaterschaft anerkenne. So unterzog sich der griechischen Mythe nach auch die Göttin Hera einer Scheinentbindung, als sie den Sohn der Alkmene adoptierte. Der Brauch war, gegenüber dem Mutterrecht, also eine erzwingbare Adoption, wiewohl nebenher bei manchen Völkern das Vorrecht der Frauen noch eine Zeitlang fortbestand. So wurden noch ziemlich spät auf den Balearen für ein von Seeräubern geraubtes Weib 3—4 Männer als Lösegeld geboten. Und bei den Kelten erbte die Tochter mangels Söhnen das väterliche Erbteil ohne jede weitere Verpflichtung.

Die alten Slaven lebten in Hausgemeinschaften (zadruga) zu 60—70 Mitgliedern, denen aller Besitz, auch die Frau, zu gleichen Rechten gehörte; fehlte es aber an männlichen Erben, so wurde die älteste Tochter Gutsbesitzerin und holte sich einen Mann aus einer anderen Sippe; er und seine Kinder gingen in dem Stamm dieser Erbtochter (domazet) auf. Ja, bei den keltischen Pikten hat sich das Mutterrecht (besonders in der Erbfolge) bis ins 9. Jahrhundert erhalten, wiewohl die Frau damals bereits ihre geachtete Stellung längst eingebüsst hatte.

Im alten Orient war es Sitte, neben seinen Namen jenen der Eltern zu setzen; in mutterrechtlicher Zeit nun nannte man nicht seinen Vater, sondern die Mutter. Wo uns auf den verschiedenen Denkmälern aus dem alten Aegypten, Statueninschriften (an den Aussenwänden der Sarkophage, Gräberwände usf.) biographische Notizen übermittelt werden, finden wir unter den Angaben über die Herkunft des Verstorbenen stets die Mitteilung »Sohn der Hornofr« oder »Sohn der Ptah-sit« oder »erzeugt von der Tatu« usf., während der Vatername nur ganz ausnahmsweise erwähnt wird. (Hier sei bemerkt, dass »Sohn des...« bezw. »erzeugt von...« im Altägyptischen »mose« hiess: also z. B. »Thutmose = erzeugt vom Gotte Thot. Der Name des angeblichen hebräischen Religionsstifters »Mose« ohne Vorsetzung eines Götternamens hat daher keinen Sinn; seine hebräische Deutung ist so an den Haaren herbeigezogen, wie etwa die volkstümliche Deutung von Karneval als »Carne) (Fleisch), »vale« (valet, lebwohl) für die richtige Ethymologie »Carrus navalis«).

In Babylon, wo die Frau von altersher völlig rechtlos war, steigt ihr Ansehen erst mit dem Eindringen semitischer Kultur, also seit König Hammurabi, der aramäischer Araber war. Die Mandäer — Nachkommen der alten Babylonier — nennen sich in religiösen Texten nach der Mutter, was vielfach auch bei jüdisch-babylonischen Zaubertexten der Fall ist (vgl. Babyl. Talmud, Traktat Schabbath 66 b). Auch bei den Lykiern (Luku, den Vorgängern der Kilikier) bekam das Kind (nach Nikolaus von Damaskus) Name und soziale Stellung der Mutter, deren Besitz sich nicht auf den Sohn, sondern auf die Tochter vererbte. Bei den Aegyptern war der Sohn der Tochter, nicht jener des Sohnes, erbberechtigt; man ging darin so weit, dass, falls eine Prinzessin einen Mann aus dem Volke heiraten würde, die Kinder fürstlichen Geblütes wären, weshalb ein Machthaber, der eine neue Dynastie gründete oder ein Land in Besitz nahm, es für geraten hielt, durch Heirat mit einer Prinzessin der gestürzten, besiegten Dynastie legitim zu werden. So erlangte z. B. Hor-em-heb (18. Dynastie, um 1370) seine Anerkennung lediglich durch seine Ehe mit der Prinzessin Mut-nezemt (Schwester der Gemahlin des berühmten Echnaton); Thutmose I. folgte dem Amenhotp I. nur als Gatte seiner Halbschwester, die als Tochter der Hauptfrau des Amenhotp Erbin war. Als diese gestorben war, scheint Thutmose, wiewohl er noch zwei Söhne hatte, zugunsten seiner Tochter Hatschepsut abgedankt zu haben (1501—1480). Ihr Stiefbruder und Gemahl folgte erst nach ihrem Ableben als Thutmose III. in der Regierung.

Schon vor der Hatsepsut regierten Frauen (nach Herodot II, 100) in Aegypten selbständig, wie ja auch die Götterkönigin Isis eine bevorzugte Stellung einnahm. Königinnen hiessen »Gottesmutter« und genossen göttliche Verehrung in noch höherem Masse als der Pharao.

Bekannt ist auch die assyrische Königin Samuramat, die Semiramis der Sage; auch bei den Kelten gab es Regentinnen, so Cartismandua (1. Jahrh. n. u. Z.), Königin der (englischen) Briganten. Etwa ein Jahrhundert später folgten dem König Prasutagus der Ikener seine Töchter in der Herrschaft, ja Budica befehligte sogar die Heermacht der Briten. Bei den Kelten und Germanen standen die Weiber ihren Männern getreulich und tapfer auch im Kampf zur Seite, besonders wenn die eigenen Wagenburgen gefährdet waren.

---

betriebsam Javeh in der Bibel ist; wie er die Juden überallhin begleitete und sich für alle ihre geringfügigsten Handlungen interessierte; wie er durch den Mund der Propheten diesem Volke diktierte, welche seinen Priestern eine materiell und sozial bevorzugte Stellung sicherten; wie er mit seinen Rivalen zu kämpfen hatte; wie er die Juden beaufsichtigen und regieren liess durch eine mächtige und kostspielige Priesterschaft und die unheimlichen Propheten; wie er die Juden zwang, Vernichtungskriege zu führen gegen ihre Nachbarn oder sie mit Schandtaten zu martern; wie er sein auserwähltes Volk dann wieder im Stiche liess und es in jahrzehntelanger Verbannung und Sklaverei erbarmungslos schmachten liess. Zu bedauern ist nur, dass wir über alle diese seltsamen Begebenheiten nur ganz einseitig informiert sind. Das Zeugnis der Bibelschreiber ist total wertlos, solange es nicht authentisch kontrasigniert ist von Javeh selber. Sie werden, lieber Herr Doktor, mir gerne zugestehen, dass das Zeugnis der Bibelmänner umso verdächtiger ist, als es die schwärzesten Anwürfe gegen Javeh enthält, ohne dass dieser Gott je dagegen reagiert hätte.

Unwillkürlich drängt sich daher die Vermutung auf, dieser geräuschvolle Gott, von dem wir nichts wissen, als was die Bibelmänner über ihn berichten, habe nie existiert und sei nichts anderes als eine Fiktion altjüdischer Priester, und sie selber seien nichts anderes als vulgäre Religionsschwindler.

Und nun die Bilanz unserer ganzen Untersuchung?

Dr. Durisch: Ziehen Sie sie, bitte, selber.

Favre: Rauch ist alles biblische Wesen!

Oskar Stern.

Literatur.

Sämtliche hier besprochenen Publikationen sind zu beziehen durch die Literaturstelle der F. V. S.: Hans Huber Wildermettweg 4, Bern.

»Kleine Philosophie für jedermann», von Prof. August Forel, übersetzt aus dem Französischen von Paul Chr. Plottke. Das Ziel, das Forel mit dem vorliegenden Büchlein verfolgt, ist nach seinen Worten, »die grossen Probleme der Philosophie und der menschlichen und vergleichenden Psychologie dem gewöhnlichen Sterblichen verständlich zu machen«. Wirklich ein verdienstliches Unternehmen, steht ja nur allzuoft die Unverständlichkeit wie ein unübersteigbarer Wall zwischen Wissenschaft und Volk. Er geht dabei mit grosser Sorgfalt im methodischen Aufbau vor. Er erklärt zunächst die Zelle, den Aufbau des Körpers, im besondern des Nervensystems, um so das Verständnis vorzubereiten dafür, was der Mensch wissen kann und was sich, wenigstens nach dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Hilfsmittel, seiner Forschung entzieht. Hypothesen stellt er keine auf, sondern erklärt, wo noch keine ganz sichern Forschungsergebnisse vorliegen, wie über den Ursprung des Lebens: ich weiss es nicht und überlasse es der Zukunft, diese Frage zu lösen. In religiöser Hinsicht nennt er sich einen Pantheisten; ihm ist das unerkennbare Weltall Gott. Auch in dieser Schrift begegnet man der Propagierung des Bahaismus, einer in Persien aufgetauchten religiösen Bewegung zur ethischen Erhöhung und Verbrüderung der Menschen aller Rassen und Religionen. Dann kommt Forel wieder auf die Psychologie zurück und führt nun in einer Reihe von Kapiteln auf anschauliche Weise ins Verständnis der Gehirntätigkeit ein. Die Be-

Bei den alten Aegyptern zog wohl der Mann in die Schlacht und verrichtete schwere Handwerksdienste, aber auch die Hausarbeit, während die Frau, unverhüllt, Geschäften nachging, am Tisch der Männer teilnahm, tüchtig kneipte (man fand nichts daran, wenn sie des Guten dabei sogar zuviel tat) usf.; sie verwaltete selbst ihr Hauswesen, war in jeder Hinsicht erbberechtigt, verfügte über ihr Geld und kontrahierte selbständig Verträge, hatte also keinerlei Geschlechtsvormund. In späterer Zeit konnte auch die babylonische Frau selbständig vor Gericht auftreten, Geld auf Zinsen verleihen, Häuser kaufen oder verkaufen, wobei der Mann Zeuge stand, Mieten einkassieren, über Privatvermögen verfügen, in Handel, Industrie und Landwirtschaft tätig sein; unter der Regierung Philotators war sie dem Manne faktisch ebenbürtig; unter 17 Zeugen einer Freilassungurkunde aus der Zeit des Apil-Sin sind allein 11 Frauen. Auch nach geschlossener Ehe behielt die Frau gewöhnlich ihren Familiennamen, blieb oft im Hause ihrer Eltern und blieb selbst bei Ehebruch straflos, während ihr Partner getötet wurde. Durch Missehe konnte eine hochstehende Frau gesellschaftlich nicht herabgezogen werden (Kodex Hamurabi § 175). In Susa vererbte sich die Herrscherwürde durch die Schwester des letzten Königs von einer Dynastie auf die andere, und bei den Persern wurde Kschajarscha (Xerxes) leicht an Stelle des erstgeborenen Sohnes des Darayavausch (Darius) König, weil er durch seine Mutter direkt von Kurusch (Cyros) herstammte, also mütterlicherseits legitimiert war.

Bei Aegyptern wie Persern konnte die Frau, auch in kultischer Hinsicht mit dem Manne gleichgestellt, opfern, »selig« werden usf., bis das Christentum kam und ihr jede Seele absprach, sie als Erbübel hinstellte, als ein Wesen, das dem Tiere gleichzuachten sei und der Vernunft bar sei, das Gefäss des Unrats und Werkzeug der Unzucht usf. Es ist also bewusste Verdrehung, wenn das Christentum behauptet, die Frau erst befreit zu haben; vielmehr ist das Gegenteil wahr. Und während bei den Babyloniern der Vater den Sohn züchtigen konnte, die renitente Tochter aber nur der Behörde anzeigen konnte; während bei den Aegyptern der Bräutigam versprechen musste, seiner Frau in allen Belangen zu gehorchen; während bei den kriegerischen Tschibtscha (chibcha), den Ureinwohnern des heutigen Kolumbien, ein Häuptling, den niemand strafen durfte, durch seine Frau bei jedem Vergehen gezüchtigt werden konnte — gibt es noch heute sog. kultivierte Länder, wie das christliche Oesterreich, wo dem Manne noch ein gewisses Züchtigungsrecht gegenüber seiner Frau zusteht, wo die Frau zu »ehelichen Pflichten« gesetzlich verhalten wird und sogar Mode (vgl. Bubikopf) und Gebärfreiheit vom erstbesten männlichen Tölpel vorgeschrieben werden können; nicht einmal über ihren Leib also verfügt die Frau in christlichen Ländern frei!

(Schluss folgt.)

In- und Ausländisches.

Die Entvölkerung unserer Bergtäler und die Kirche.

(Nach „Berner Tagwacht".)

Die Entvölkerung der Bergtäler ist eine Folge der Uebervölkerung. Die kleinen Güter ertragen die grossen Familien nicht. Berggegenden unterliegen vielfach den Einflüssen der katholischen Kirche oder zeigen sonst noch altväterische religiöse Einwirkungen. Der Sommer ist kurz, aber voll schwerer Arbeit; der Winter ist lang, mit vielen stillen Nächten und oft unfreiwilliger Ruhe. Familien mit zehn, zwölf, vierzehn Kindern sind keine Seltenheit. Insbesondere nicht in den Gebieten der Kirche des Herrn Baumberger, der gegen die Entvölkerung der Bergtäler motioniert und dessen Religion predigt: »Gehet hin und vermehret euch!« Der das Seelenheil wertvoller ist als das leibliche Wohlergehen und in deren Bergpfarrdörfern die Kinder rudelweise im Staub der Gassen liegen. In solchen Bergdörflein gilt der Bauer als wohlhabend, der noch sechs Stück Grossvieh überwintern kann, und doch haben wir gesehen, dass der Vater eines solchen Betriebes wochenlang auf Arbeit in der Fabrik im Tale draussen steht, selten heimkehrt, die Bewirtschaftung des Gütchens der Mutter und den ältern Kindern überlassen muss, weil eben ein Dutzend Kinder da sind! Zu viel für das Gütlein! Und stirbt der Vater? Dann fällt das Gut an den ältesten Sohn, der der Schuldner seiner Geschwister oder der Bank wird; die andern, weil das Gut knapp einen, aber nicht ein Dutzend ernährt, wandern aus! Und nur wieder ein Dezennium, schon kriechen wiederum ein halbes Dutzend Kinder herum, und jetzt ist es wieder der Bauer selber, der talauswärts nach Arbeit suchen muss.....

Ihr glaubt's nicht? Ihr könnt im Wallis und anderswo leicht nachprüfen. »Wir gebären ärger als das Vieh«, klagte im bittern Ernst eine Bäuerin. Die Kirche des Herrn Baumberger sorgt für nichts; keine Kinderschule, kein Arzt, kein Sanitätsdienst, — von Aufklärung hygienischer Art nicht zu reden. Eine Frau bricht sich den Fuss. Arzt holen? Das kostet Geld. Die Frau leidet sich, behilft sich, heute läuft sie buchstäblich auf dem Knöchel und schleppt den Fuss verkrümmt hintennach! Der Pfarrer ist »Seelsorger«, das leibliche Wohl ist Nebensache. Regulierung des Kindersegens ist Sünde, das Seelenheil wichtiger denn des Leibes Fürsorge. Wundert's einen, wenn schliesslich auch noch die — aufgewecktere — Jugend die Bergtäler verlässt, die nicht einmal unbedingt auswandern müsste? Zu hart, zu schwer ist das Leben da, zu stumpf. Draussen im Tal, in der Fabrik, am Wegbau, im Hotelzentrum als Wagenführer, Portier usw. verdient es sich's leichter.

Herr Baumberger, und mit ihm die bürgerlichen Moralethiker, werden kaum auf diese Seite des Problems der Entvölkerung der Bergtäler, der Verarmung der Dörfer, Verproletarisierung der Bauernfamilien hinweisen. Aber wir sollten es tun. Es würde nichts schaden, wenn mit der Verbesserung der Alp-

---

griffe sind stets klar und mit knappen Worten abgegrenzt. Einige Seiten räumt er der Besprechung der okkulten Künste ein, wobei er die Möglichkeit des Hellsehens und der Telepathie nicht unbedingt verneint, den Spiritismus mit seinen Gaukeleien aber entschieden ablehnt. Das Schlusskapitel bringt eine kurze Zusammenfassung, in der Forel zur Erläuterung seines Begriffes Religion nochmals auf den Pantheismus und Bahaismus zu sprechen kommt. Als wertvoller Anhang ist dem 128 Seiten starken Werke ein Verzeichnis der darin vorkommenden Fremdwörter mit den Erklärungen beigegeben. Das empfehlenswerte Buch ist im Verlag Kaden & Co., Dresden, erschienen und kostet broschiert 2 Mark. E. Br.

Euthanasie, das Problem der Vernichtung lebensunwerten Lebens, von Dr. Fritz Barth. 1928 im Verlage des Deutschen Monistenbundes, 80 Seiten Grossoktav.

Diese sicherlich ganz allgemeinverständlich gehaltene Broschüre hat sich zum Ziel gesetzt, das komplizierte Problem der Euthanasie nach allen Seiten hin, in Bezug auf Recht, Medizin, Philosophie, Theologie (Kirchenlehre), Wirtschaft und Geschichte, klarzustellen und auch zu den wesentlichen Einwänden gegen die so wünschenswerte Durchführung der Euthanasie Stellung zu nehmen. Hierbei ist der Standpunkt des Verfassers erfreulicherweise ein metaphysikfreier, d. h. lügenfreier, also ein echt wissenschaftlicher, ein echt freidenkerischer. Viele Explikationen von Einzelfällen aus der Praxis des Lebens und aus der Weltgeschichte werden als erwünschte Erläuterungen angeführt, und dem Ganzen sind die wertvollsten Literaturangaben beigegeben.

»Euthanasie«, eine Zusammensetzung vom altgriechischen eu = wohl oder gut und von thanatos = Tod, kann annähernd verdeutscht werden vielleicht durch: Wohltun in Todesfällen, Schön-Tot als Erlösung u. dgl.

Der Verfasser unterscheidet mit glücklicher Hand ganz recht drei ganz verschiedene Arten von Euthanasie.

Als erste Art nennt er »die Euthanasie ohne Verkürzung des Lebens der Kranken«, also blosse Schmerzstillung. Es betrifft die immer wieder vorkommenden sog. hoffnungslos unheilbaren Fälle, bei denen jeder ärztliche Eingriff im vornhinein aussichtslos ist und der baldige Tod also unabwendbar erscheint, sodass der Arzt dem Patienten als einzige Hilfe, die er ihm zuteil werden lassen kann, eine schmerzstillende, sanft betäubende Einspritzung macht. Das Eingreifen entspringt allein aus dem natürlichen Mitleid mit einem unter schwersten Qualen Sterbenden und ist als dringende Menschenpflicht anerkannt; eine rechtliche Beurteilung tritt hier also kaum hinzu.

Eine zweite Art, die »Euthanasie im engeren Sinne«, betrifft diejenigen Fälle, wo es dem Arzte gestattet sein sollte, einem unheilbar Verunglückten oder Erkrankten, welcher selber nichts dringender wünscht, als von seinen nutzlosen Qualen erlöst zu werden durch baldigsten Tod, nun eine tötliche Dosis Morphium zu verabreichen. Menschenpflicht erfordert es, die heute noch strafbare Gewährung dieser Euthanasie durch den dazu befugten Arzt vermittelst Aenderung der heutigen Gesetzesparagraphen in eine straflose zu verwandeln, für die also noch gewisse behördliche Bestimmungen zu treffen sind. Die Vorschläge dafür, die näheren Ausführungsbestimmungen, welche vom Verfasser eingehend besprochen werden, sind von allerhöchstem Interesse. — Weiterhin finden der selbstgewählte Freitod und die Tötung auf Verlangen die gebührende Erörterung.

wege, der Bewässerungssysteme, der Alpwirtschaft auch etwas Rationalisierung des Bevölkerungszuwachses — Kinder sind auch da schon lange kein Segen Gottes mehr! — gepredigt und mit rechter Kinderfürsorge, Krankenfürsorge, Versicherung etwas von der Höhensonne auch in die mit jedem Kinde sorgenvollere Seele der Bergbauernfrau dringen würde.

Polen

hat ein Konkordat mit Rom abgeschlossen, auf Grund dessen der Kirche weitgehende Visitations- und Kontrollrechte über die Schule zustehen. Die Schüler sind sogar verpflichtet, laut Erlass des Unterrichtsministeriums vom 9. Dezember 1926, an sämtlichen religiösen Uebungen teilzunehmen, die von der Kirche bezw. den Seelsorgern für notwendig befunden werden.

Natürlich ist damit der Appetit der Pfaffen noch nicht gestillt. Im Organ der katholischen Schulorganisation »Schule und Erziehung«, Düsseldorf, 2. Heft 1928, heisst es in der Berichterstattung über die polnischen Zustände:

> »Der weitere Ausbau des katholischen Schulwesens in Polen verlangt vor allem ein Gesetz, das einerseits den konfessionellen Charakter der staatlichen Schulverwaltung, andererseits die Beaufsichtigung auch des Profanunterrichts durch die Organe der Kirche gewährleistet.«

Damit sind die Wünsche auch der deutschen Klerikalen durchaus eindeutig umschrieben! Zugleich zeigt das polnische Beispiel, wie falsch die Meinung ist, man könne der Kirche durch Konzessionen das Wasser abgraben. Sie nimmt jeden kleinsten Vorteil, um damit weiter zu bauen und lässt nicht ab von dem Ziel einer völligen Klerikalisierung der Erziehung. Jedes Kompromiss ist daher in der Schulfrage von Uebel und der ungeeignetste Weg, sie zu fördern.

Vermischtes.

Religion und Moral. In Kärnten betrugen die unehelichen Kinder 36,98 Prozent aller Geburten, in Steiermark 29,82 Prozent, in Tirol 19,65 Prozent, in Vorarlberg 5,41 Prozent. In Kärnten wiederum steigt die Häufigkeit der unehelichen Geburten in einzelnen Dekanaten bis zu 32 Prozent. Als Ursachen dieser Zahlen werden ungünstige wirtschaftliche und soziale Verhältnisse genannt. Solche ungeheure Unehelichen-Zahlen kommen in den Hochburgen der Katholiken, welche so tun, als ob sie die Sittlichkeit gepachtet hätten, vor, während zum Beispiel im Kanton Zürich keine 6 Prozent der Geburten ausser der Ehe erfolgen. (Nach »Volksrecht«.)

Erst Henker, dann Pfarrer. W. R. Der »Tagesanzeiger« berichtet: »Der Henker der Republik Cuba, Francesco Romeo, hat sein Amt niedergelegt. Eine Meldung aus Havanna besagt, dass Francesco Romeo, nachdem er 25 Jahre lang den Beruf eines staatlichen Henkers ausübte, sich entschlossen hat, Pfarrer zu werden. Der 58jährige erklärte, er habe sich zur Mission gemacht, den Rest seines Lebens der Läuterung von Verbrechern zu widmen.«

An seiner Denkart wird der Mann nicht viel zu ändern haben. Bewiesen doch unsere 18 frommen Nationalräte bei der Beratung über die Todesstrafe, dass sie das Zeug zu beiden Berufen in sich hatten.

Vom katholischen Nordpol. W. R. Die Tagespresse brachte folgende Mitteilung: Goldene Medaille für Nobile. Rom, 7. Aug. Der Papst empfing am Montag Pater Gianfrancesci, der an der Expedition der »Italia« teilgenommen hat. Der Papst erteilte ihm den Auftrag, dem General seine Genugtuung darüber auszusprechen, dass er das Kreuz am Nordpol abgeworfen habe. Er gab überdies Gianfrancesci eine goldene Medaille für General Nobile.

Die Eisbären sollen dabei anbetend auf die Knie gesunken sein und beschlossen haben, mit einer Delegation demnächst auch ihrem heiligen Vater in Rom eine Visite zu machen. Mit nächster Fluggelegenheit wird eine Ladung Rosenkränze, Katechismen und — vielleicht — einige Agenten der Firma Vatikan für Robben und Eisbären abgeworfen werden. Falls sich die Kirche mit dem Gedanken tragen sollte, sich in jene kühlen Regionen zurückzuziehen, werden wir Freidenker ganz sicher nichts dagegen einwenden. Zur Erwärmung könnten dort ja einige Inquisitionsscheiterhaufen errichtet werden.

Spass beiseite. Das Unternehmen und Benehmen Nobiles hat in den Kreisen der ernsten Polarforscher schärfster Kritik gerufen. Der christliche Faschistengeneral Nobile hat sich seinerzeit gegen den berühmten Polarforscher Raould Amundsen sehr — sagen wir — faschistisch benommen und ihn von sich abgestossen. Trotzdem hat dieser »Ketzer« grossmütig sein Leben für ihn eingesetzt und wahrscheinlich auch verloren. Jeder einfache Fischer weiss, dass es Ehrenpflicht eines Seemannes ist, sich als Kommandant in einem Notfalle als letzter retten zu lassen. — Item, das beste, was Mussolinien und Nobile tun konnten, war — schweigen. Ausgerechnet dem »heiligen Vater« war es vorbehalten, Nobile, dessen »Heldentaten« noch sehr der Untersuchung bedürfen, öffentlich auszuzeichnen und sich dadurch lächerlich zu machen, bloss, weil Nobile den Nordpolbären als Spielzeug ein Kreuz abgeworfen hat. Oder glaubt er, die Erdachse werde wegen dem Stellvertreter ihres Fabrikanten zu wackeln anfangen?

Vom Konnersreuther »Wunder« brachte vor einiger Zeit »Der Pfaffenspiegel« eine Karikatur. Darauf wurde der Redakteur vom Berliner Weihbischof Deitmer im Auftrage der päpstlichen Delegatur eingeklagt wegen Beschimpfung der katholischen Kirche. Das Schöffengericht Berlin-Mitte sprach den Angeklagten frei mit der Begründung, dieser habe daran Kritik geübt, dass der Geistliche die Wundergeschichte unterstützt habe, trotzdem sie ihm als Schwindel bekannt gewesen sei. Von dieser Kritik seien Kirche und Priestertum nicht betroffen worden, denn die katholische Kirche habe sich mit dem Wunder von Konnersreuth nicht identifiziert. Aber gern gesehen hat sie den Rummel doch!

Regenzauber bei den Kulturchristen. In Udine (Norditalien) fand Mittwoch den 25. Juli eine Prozession statt, an der 30,000 Personen teilnahmen, die um Regen flehten. Wenn »Wilde« mit allem möglichen Zeremoniell und Aufzügen in wunderlichem Putz ihre Götter glauben umstimmen zu können, so lächeln die Kulturchristen mitleidig über sie und sehen nicht ein, dass sie, die doch einen Einblick in die Ursachen im Naturgeschehen haben, mit ihrem Regenzauber geistig viel tiefer stehen als die naiven, unwissenden Wilden. Sie stecken noch im allergröbsten Aberglauben.

Von der Tragödie zur Komödie. Nobile hat seine Haut in Sicherheit. Eine Schar Kameraden hat er draussen in der Eiswüste gelassen. Wahrscheinlich sind sie elendiglich umgekommen; wahrscheinlich haben auch Amundsen und andere, die sich auf die gefahrvolle Suche nach den Luftschiffbrüchigen gemacht hatten, ihr heldenhaftes Unternehmen mit dem Tode gebüsst. Das hindert den »General« nicht, in Rom eine glänzende Feier, einen Dank-Gottesdienst zu veranstalten. Und der Verlust der Ferngebliebenen, Untergegangenen hindert weder die weltlichen noch die kirchlichen Bonzen, an dieser geprängereichen Dankesfeier höchstpersönlich teilzunehmen.

Die dritte Art hat mit den beiden vorigen quasi nur den Namen gemein. Diese »Euthanasie im weiteren Sinne«, ein ungeheuer schwieriges Problem, dürfte ausschliesslich auf Missgeburten, Vollidioten etc. ihre eventuelle Anwendung finden. Der Verfasser versteht darunter »die Beseitigung von physisch unwertem Leben, dessen subjektiver und objektiver (also für die Betreffenden wie für die Allgemeinheit) Lebenswertzuverneinen ist, aus energetischen, rassenhygienischen und wirtschaftlichen Gründen, unter Beobachtung gewisser jeden Missbrauch ausschliessender Kautelen (Vorsichtsmassregeln) in schmerzloser humaner Form«. Beispielshalber wird hingewiesen auf die bezüglichen Gebräuche früherer *) Kulturperioden und auf die noch jetzt bei vielen Naturvölkern bestehende Aussetzung von Kranken und Kindern, welche im richtigen Sinne einer Eugenik (Wohlentwickelung), Gesellschaftsbiologie, Soziologie, Rassenhygiene gehandhabt wurden resp. werden, um durch solche »Ballast-Existenzen", z. B. namentlich bei Nomadenvölkern, nicht den Bestand und den Fortschritt der Normalen, Gesunden, Leistungsfähigen, kurz der Rasse oder des Stammes, zu behindern. Als »eifriger Beschützer solcher so verbrecherischen bevölkerungspolitischen Tendenz« wird auch mit Recht das Christentum **) angeführt, »Die Kirche, für welche eine möglichst grosse Zahl treuer Schäfchen Grundbedingung für die Erhaltung ihres morschen Gebäudes war und ist«! Weiterm

*) Von dem in unserm »Freidenker« Nr. 14 vom 31. Juli 1928, S. 106, erwähnten Seneca stammt auch der Satz: »Wir vernichten Missgeburten und wir ertränken unsere Kinder, wenn sie schwach und widernatürlich geboren werden; denn es ist vernünftig, das Nutzlose vom Gesunden zu scheiden.«

**) Eine Bezugnahme auf die Ethik Nietzsche's und Müller-Lyer's liegt hier nahe!

vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte aus betrachtet ergibt sich für Deutschland: »Rechnet man von den 83,000 Blödsinnigen nur die Hälfte als lebensunwert, so verbleiben doch 41,000 Geistestote, welche keinen Anspruch auf die Bezeichnung Mensch machen können. Diese kosten dem Deutschen Reich pro Jahr an Unterhaltungskosten 100 Millionen Goldmark; dazu kommen dann noch 25 Millionen Mark für lebensunwerte Krüppel.« Die Zahl der hoffnungslos unglücklichen schweizerischen Vollidioten, welche, zumeist durch Alkohol, für immer ruiniert, monatlich z. B. nach St. Urban eingeliefert werden, ist ganz erschreckend hoch. Ernst Häckel gibt in seinen Lebenswundern die Zahl der Geistestoten für Europa auf rund 200,000 an, was allein einer jährlichen Gesamtausgabe von über ½ Milliarde Mark entspricht. »Die Gesamtausgabe des Deutschen Reiches für wirtschaftliche und kulturelle Zwecke beträgt durchschnittlich aber nur 32 Millionen Mark, also nur ein Viertel obiger Ausgabe für Unlebenswerte.«

Der Verfasser schliesst seine so vielseitigen und wohldurchdachten Erörterungen mit dem Wunsche, »dass die Zeit nicht mehr allzu fern sei, wo wenigstens die Euthanasie im engeren Sinne (also in unserem zweiten Falle) Allgemeingut der zivilisierten Menschheit geworden ist!« — Möchte das gediegene interessante Werkchen recht viele nachdenkende Leser finden, auch deshalb, um die Einführung der aufgezeigten Hauptgedanken in die schweizerische Gesetzgebung schon vorzubereiten! J. S.

* * *

Schopenhauer spricht:

Zum Denken sind wenige Menschen geneigt, obwohl Alle zum Rechthaben.